

Meine Jugendjahre 1940-1945

von Jos. Bausch †

Teil 12 (Fortsetzung aus der vorherigen Nummer und Schluß)

Ende Juni wurde ich krank, wegen einer Zahnfistel. Es war der Augenzahn, der entzündet war, und mein Gesicht war so angeschwollen, dass ich nicht mehr zu den Augen heraus sah. Am Abend, als Karl von der Arbeit kam, begleitete er mich in die Revierstube, dort war ein Österreicher als Sanitäter, den ich gut kannte. Als er mich sah, sagte er: „Jupp was hast du angestellt?“ Ich hatte ein Klopfen im Kopf, es war nicht zum Aushalten, und ich sagte zu ihm, dass der Zahn heraus müsste, denn in Frankreich, wo ich im Lazarett lag, war einer an einer Zahnfistel gestorben. „Aber wir haben hier keine Zahnstation und keinen Arzt“, sagte der Sanitäter; dann suchte er in einer Kiste nach einer Salbe, die sollte das Geschwür vertreiben. Sie war schwarz, so ähnlich wie Wagenschmiere; er trug sie auf mein ganzes Gesicht auf. Dann legte er mir einen Verband an, so dass gerade noch Mund und Nase frei waren zum Atmen und gab mir eine Schlaftablette, denn ich hatte schon ein paar Nächte kein Auge zugemacht. Karl führte mich wieder in die Baracke, und nach ein paar Stunden war ich eingeschlafen und wurde erst wach als die andern schon mit ihrer Suppe kamen.

Karl hatte meine mitgebracht und so konnte er sie auch essen, denn der ganze Verband war lose und alles verschmiert mit der Salbe. Dann begleitete Karl mich wieder ins Revier, und ich hatte das Gefühl, dass es mir besser war. Der Sanitäter machte mir den Verband ab und wusch mir die Salbe alles ab; dann sagte er: „Jupp, es ist ein Wunder geschehen.“ Ja, ich sah auch wieder zu den Augen heraus, und das Geschwür war fast ganz weg. In der vergangenen Nacht hatte ich viel gebetet und mir fest vorgenommen, jedes Jahr in der Oktave zu Fuß zur Trösterin zu pilgern, wenn ich wieder nach Hause komme. Vielleicht hatte mir dieses Versprechen, was ich gehalten habe, so lange ich gehen konnte, geholfen.

Nach 2 Tagen war ich wieder auf den Beinen und konnte wieder an meine Arbeit gehen, doch nicht mehr für lange Zeit. Ich glaube, es war Anfang Juli 1945 abends gegen acht Uhr, da kam der Lagerkommandant wieder bei uns in die Werkstatt. Er sagte guten Abend, was wir auch erwiderten, und dann fuhr er fort. „Bausch das letzte Mal hatte es nicht geklappt, aber jetzt ist es doch soweit. Morgen gehen alle Luxemburger, Elsässer und Lothringer auf die Heimreise.“ Ich war am Hobeln und schaute gar nicht auf, denn einmal angeschmiert reichte mir. Dann sagte er: „Bausch ich rede mit Ihnen.“ „Ja, sagte ich, „aber ich glaube nicht mehr an den Weihnachtsmann.“ Dann sagte er: „Ja ich kann dich verstehen, aber für morgen Abend bist du schon auf der Heimfahrt und nun schnell in die Entlausung und das Übliche wie das erste Mal, und morgen früh gegen 8-9 Uhr wirst du abgeholt, verstanden.“ „Ja“, war meine Antwort und dann verschwand er.

Ich fing wieder an zu hobeln, und schon nahm Karl mich mit dem Arm und sagte: „Jupp, jetzt ist es Schluss, ich geh jetzt mit dir in die Entlausung, sonst verpasst du mir morgen noch den Zug.“ Ich wollte es nicht glauben, doch Karl hatte Recht, wir machten uns noch schmutzig im Gesicht und Karl versprach mir, niemanden was von der Heimreise zu erzählen. Als wir in die Entlausung eintraten, rief schon einer mir zu: „Ach, fährst du schon wieder nach Hause?“ „Nein“, sagte Karl, „diesmal fahre ich“, und dasselbe sagten wir auch beim Frisör und dem Bekleidungsfritze. In der Baracke wurde kein Wort davon gesprochen und als alle am Morgen zur Baustelle waren sagte Karl: „Die werden heute Abend Augen machen, wenn ich ihnen die Nachricht bringe.“

Ich ging in der Baracke auf und ab, wie ein Wachposten, es war bereits 9 Uhr vorbei und ich dachte, es werde

doch hoffentlich nicht schief gehen. Um 9.30 Uhr kam der Tscheche und fragte: „Bist du bereit, es ist soweit, du wirst noch untersucht, ob du transportfähig bist und dann ist alles o.k.“ Er ging mit mir in die russische Offiziersbaracke, dort wurden mir vom Oberst dieselben Fragen gestellt wie bei der Registrierung und zum Schluss sagte er, mein Vater und meine Mutter hätten die luxemburgische Nationalität, doch meine Großeltern wären aber Deutsche, oder nicht? Ich sagte: „Ich weiß von 5 Generationen vor mir, dass das alle Luxemburger waren. („Karocho“) Gut, war seine Antwort. Dann gingen wir zur Chefärztin, die saß in der Mitte auf einem Stuhl, umgeben von 4 Offizieren. Ich musste mich ganz ausziehen und, ohne zu wollen, präsentierte ich mein Gewehr, was schon lange nicht mehr der Fall war. Die Offiziere lachten und der Oberst sagte zur Chefärztin, indem er auf mein Gewehr zeigte: „Karocho.“ Sie mussten alle laut lachen und damit war ich transportfähig erklärt.

Etwa nach einer ½ Stunde kam auch Goedert Ady von der Kolchose, doch der sah gar nicht gut aus, und der Tscheche sagte zu mir: „Ich glaube nicht, dass Goedert transportfähig ist, und dann kann er nicht mit.“ Ich versprach dem Tschechen, dass ich Goedert überall weiterhelfen werde, wenn er Schwierigkeiten hätte. Er sagte, er würde es der Ärztin ans Herz legen, und mit aller Mühe wurde uns auch noch dieser Wunsch erfüllt.

Bei uns im Lager waren auch noch 3 Elsässer, die auf der Liste waren. Zum Abschied bekamen wir noch jeder eine Büchse Hirsebrei. Ich lief damit zu Karl in die Werkstatt und gab ihm die Hälfte davon ab und zugleich sagte ich ihm Auf Wiedersehen. Wir beide kamen ja immer gut miteinander aus.

Um 13 Uhr begleitete der Tscheche uns ans Lagertor und mit einem festen Händedruck verabschiedete er sich von uns. Seine Adresse war auch in

meinem Rock eingenäht mit noch vielen andern; ich versprach ihm beim Abschied, von zu Hause aus sofort einen Brief an seine Frau zu schicken. Dieses Tor öffnete sich jetzt zum letzten Mal für 2 Luxemburger und 3 Elsässer. Hier stand ein junger russischer Soldat, kaum 17 Jahre alt; er nahm uns in Empfang und auch die Papiere vom Tschechen und machte sich zu Fuß mit uns 5 auf den Weg und war ganz lustig dabei. Wir fragten ihn, wie weit es denn zur Bahn sei; er antwortete: „Nichts Bahn, Lager 2 Stunden Marsch.“ Ach schon wieder Lager sagten wir uns.

Nach einer Stunde kamen wir an einen vertrockneten Fluß, es war ein Nebenarm vom Ural. Er zeigte uns das Lager auf der anderen Seite, etwa 2 km noch; er ging voran und wir folgten ihm so 15 Meter hinterher. Seine Richtung war quer durch das Flussbett und es wurde uns weich unter den Füßen. Wir blieben stehen und schauten unserm Führer nach und nach 30 Meter blieb er auch stehen, denn er stand schon über 10 cm im Morast. Nun sah er auch ein, dass er nicht weiter konnte und so mussten wir einen Umweg machen von 1½ Stunde.

Mit Ady hatten wir aber jetzt alle Hände voll; abwechselnd nahmen wir ihn zu zwei unter den Armen und konnten ihn so mit ins Lager schaffen. Der kleine Russe munterte Ady sogar auf, indem er sagte (auf Russisch): „Jetzt kommst du ja nach Hause und in Luxemburg sind ja schöne Mädchen.“ Wir mussten alle lachen und ihm zustimmen.

Ja, so gegen 4 Uhr hatten wir das Lager erreicht und wieder öffnete sich ein großes Tor, wo wir hineinmarschierten. Der Soldat lieferte seine Papiere beim Wachposten ab und machte sich auf den Heimweg. Um uns 5 kümmerte sich niemand; so gingen wir einfach in eine Baracke hinein, die gar nicht belegt war und legten uns hin auf einen Strohsack. Gegen 18 Uhr 30 kamen alle vom Arbeiten ins Lager zurück. Es waren etliche Tausend. Um 19 Uhr war Suppe fassen und wir erhielten ohne zu fragen eine Portion. Wir erkundigten uns, wie das weitergehen soll und so mussten wir um 20 Uhr im Hof antreten. Ady hatte einen guten Einfall und nähte jedem ein Stück rot

weiß blau-Bändchen an die Mütze, noch vor dem Antreten. Ja wenn noch Luxemburger hier sind oder Elsässer, musste es ihnen doch auffallen.

Punkt 20 Uhr trillerten die Pfeifen zum Abendappell genau wie in der Kaserne. Jede Baracke hatte seinen festen Platz, wo sie antraten, nur wir 5 stellten uns alleine gegenüber, damit uns jeder sehen konnte. Ein Offizier sprach etliche Worte und schon war alles vorbei. Nach dem Appell blieben wir ruhig stehen und dachten, wir würden von einem Offizier angesprochen, aber nein, nichts tat sich. Als alle wegtraten, kamen doch ein paar aus dem Haufen zögernd auf uns zu, ja sie hatten unsere Bändchen an der Mütze bemerkt. Ja, es waren 2 Luxemburger und ein paar Elsässer. Wir sagten ihnen, dass wir nach Hause kämen und sie nahmen uns mit in ihre Baracke. Hier hatten wir uns vieles zu erzählen, bis spät in die Nacht hinein, aber wir waren alle im Ungewissen, wie es weitergehen soll.

Am nächsten Morgen mussten alle wieder mit in die Kohlengruben arbeiten, außer uns 5, wo ja keiner sich um uns kümmerte. So vergingen 4 Tage und die andern Luxemburger und Elsässer waren am Abend froh, dass wir noch immer im Lager waren, ja solange hatten sie ja auch Hoffnung mit uns nach Hause zu fahren. Alle in diesem Lager sind erst im Mai 45 nach der Kapitulation in Gefangenschaft gekommen.

Am 5. Tag mussten die 3 Luxemburger und 7 Elsass-Lothringer auch im Lager bleiben und das war ein gutes Zeichen, dass sich etwas tat. Nach dem Mittagmahl marschierten wir alle 15 Mann in die Bekleidungskammer; hier mussten wir uns von Kopf bis Fuß ausziehen, und in einem anderen Raum bekamen wir wieder deutsche Uniformen. Nun waren alle Adressen die so ein sicheres Versteck in Schuhen und Rock hatten weg und leider war nichts mehr daran zu ändern. Außerdem wären immerhin 95% gestrichen worden, die mich einen Monat zum Narren hielten und als Preiss titulierten.

Am 6. Tag war es dann soweit, wir erhielten Marschverpflegung für 10 Tage. Brote, getrocknete Fische, Büchsen und zum Trinken. Ja, es war ein ganzer Haufen für 17 Mann. Denn ein

russischer Major mit einem Soldat waren unsere Begleiter. Mit einem Camion wurden wir zum Bahnhof gefahren, dort war reger Verkehr, und von den Zivilisten wurden wir neugierig bemustert in unserer schönen Uniform; nur von dem russischen Militär wurden wir Hitler beschimpft. Im Zug beschlagnahmte unser Major 3 Abteile für uns und der Major lag auch bei uns auf einer Pritsche, genau wie wir, er war ganz in Ordnung. Dann teilte er uns ein, um Wache zu stehen, alle 3 Stunden abwechselnd; keiner durfte in unser Abteil rein, „denn sonst klauen die Russen uns alles“, fügte er noch hinzu. „Auch muss einer von Euch die Verpflegung verwalten und einteilen, dass es für 10 Tage reicht.“

So wurde ich von den Kollegen zum Verpflegungsminister bestimmt und brauchte auch keine Wache zu stehen. Ich bekam im letzten Abteil 2 obere Liegen zugeteilt, eine für mich, die andere für die Verpflegung. Ich machte die Einteilung für 10 Tage und stellte die amerikanischen Büchsen mit Fleisch und Fisch nach hinten für die 3 letzten Tage, weil dies ja nicht verderben konnte. Ich teilte auch die Portionen aus und einer bekam wie der andere, auch unser Herr Major bekam keine extra Wurst, was er auch bestimmt nicht angenommen hätte.

Ja, es war herrlich in einem richtigen Zug zu sitzen, der Richtung Heimat fuhr und dabei sich so frei bewegen zu können. Wir konnten ruhig bis in andere Abteile gehen, aber wenn russisches Militär da saß, trauten wir uns nicht.

Eines Abends stieg ein russischer Offizier in unseren Waggon und wollte in unser Abteil, indem er den Wachposten zur Seite schob und sagte auf russisch: „Ihr Sau Hitler alle kaputt.“ Er weckte alle im ersten Abteil und wollte die 6 Mann hinauswerfen, doch da hatte schon einer den Major in meinem Abteil geweckt, der ging sofort auf ihn zu und schlug ihm ein paar kräftige in die Schnauze. Dann erst nahm er seinen Rock und zeigte ihm sein Majorabzeichen, und nach einer kurzen Unterredung musste er unseren Waggon verlassen. Nun fühlten wir uns noch sicherer nach dieser Szene, wie der Major sich für uns eingesetzt hatte.

Ja es war bloß unsere verhasste Uniform schuld.

Die Fahrt verlief gut und wir bekamen schöne Landschaften zu sehen durch den Ural und starke Steigungen durch die Gebirge. Am 7. Tag kamen wir im Bahnhof von Moskau an, hier mussten wir aussteigen und den Rest von der Verpflegung, was noch ausschließlich Büchsen waren, wurde in ein paar Säcke verstaut und mit weitergenommen. Unser Major erkundigte sich im Bahnhofsrenseignement über unsere Weiterfahrt. Es war gegen Mittag und nach dem Essen ging er mit uns ein wenig in Moskau aus, sogar in ein Lokal wo er ein Bier für alle ausgab, das wir uns gut schmecken ließen.

Am Abend ging dann unsere Fahrt weiter, aber bloß mit dem Charlie, der es nicht so eilig hatte. Der Major sagte uns, dass wir in 1½ Tagen an unserem Ziel wären, dort wären noch Luxemburger und Franzosen, mit denen würden wir gemeinsam nach Hause fahren.

Am 9. Tag in der Frühe mussten wir mit einem Camion ins große Lager Tambow. Den Rest von Büchsen hatten wir aufgeteilt und wollten sie mit ins Lager nehmen. Vor dem Tor wurden wir alle aufgerufen mit unserem deutschen Dienstgrad. „Unteroffizier Bausch“ wurde ich aufgerufen, doch ich wehrte mich dagegen und sagte, dass ich bloß Gefreiter war, das sei ein Irrtum. Beim russischen Offizier stand Lagerkommandeur, der Luxemburger Scholer Metty. Ich erklärte Metty, von wo der Dienstgrad herstamme und so wurde es auf dem Papier geändert. Der Wachposten nahm uns die restlichen Büchsen ab und bei allem Gerede konnte es nichts nutzen. Sie waren alle weg, 2 Tagesmahlzeiten. Im Lager wurden wir getrennt, die Elsässer bei die Franzosen und wir ins Luxemburger Lager. Hier die Namen der vier Luxemburger:

Bartholmé Léon, Esch-Alzette

Bremer Aloyse, Steinsel
(Kirchberg)

Jungers Armand, Weimerskirch
(Ernster)

Goedert Ady, Bonnevoie
(Limpertsberg).

Noch heute können meine 4 Kameraden mir nicht verzeihen, dass

ich die Konserven bis Tambow aufbewahrt habe.

Wir fragten Scholer Metty, wann es weitergehe nach Hause, doch seine Antwort war „wir warten schon lange darauf, aber immer wird es um Monate verschoben. Jede Woche kommen neue zu uns, jetzt sind wir schon über 900 Luxemburger und etwa 150 sind schon gestorben, doch wir hoffen, dass es bald klappt.“

Dann mussten wir sofort in die Entlausung, denn das Ungeziefer war überall anzutreffen. Von da kamen wir in die Quarantäne, hier mussten alle, die frisch ins Lager kamen, 2 Wochen verbringen, wegen ansteckender Krankheiten. Hier mussten wir Lagerarbeiten machen, Holz sägen, Latrinen putzen, lauter so kleine Arbeiten.

An einem heißen Nachmittag wollten Armand und ich uns vor der Arbeit drücken. Wir hatten eine leere Baracke entdeckt, die so halb im Boden lag und oben rüber auch mit Boden zugedeckt gegen die Kälte im Winter. Vor dem Eingang hing ein Schild „Eintritt verboten“, aber im Nu waren wir drinnen verschwunden. Unseren Rock zogen wir aus und legten ihn auf eine sandige Pritsche auseinander und legten uns bequem darauf, indem wir getrost sagten, hier käme bestimmt uns keiner besuchen. Aber schon nach 5 Minuten bekamen wir von allen Seiten Besuch und zwar von Sandflöhen, die diese Baracke beschlagnahmt hatten. Wir waren voll von Kopf bis Fuß von dem Vieh, und auf dem schnellsten Weg verließen wir den Bunker. Als wir draußen waren, sahen wir, dass wir Tausende an uns hatten und in der Sonne wurden sie erst recht lebendig und machten sich an unseren abgemagerten Körper ran und wollten uns das wenige Blut was wir noch hatten, aus uns herausaugen. Wir mussten uns ganz ausziehen und versuchten so die Biester los zu werden, aber die machten Sprünge von 2-3 Meter und wir wurden den Flöhen nicht los, es war zum Verzweifeln. Doch da kam unsere Rettung, eine neue Gruppe war eben ins Lager gekommen und die waren auf dem Weg in die Entlausung. Schnell zogen wir unsere Hose und Jacke an, das Hemd unter den Arm und wir mischten uns unter die Neulinge. Es

dauerte wenigstens 20 Minuten bevor wir in die Entlausung hinein kamen. Alle die um uns standen, fingen tüchtig an zu kratzen, denn die Flöhe die ausen an unseren Kleidern saßen, sprangen auch an sie ran. Endlich öffnete sich die Tür und schnell Hose und Jacke aus. Die Kleider wurden von einem Angestellten abgenommen und in einen Raum aufgehängt: Auch er fing an zu fluchen, denn die Flöhe machten sich auch an ihn ran, und fragte uns, wer denn die Saubiester mitgebracht hat. Es blieb ihm auch keine andere Wahl, als mit uns in die Entlausung hinzugehen. Als wir aus den Duschen herauskamen, waren wir am ganzen Körper rot von Stichen, und in unsern Kleidern konnten wir die toten Flöhe herausmachen. Das war eine bittere Strafe, weil wir uns an diesem Mittag vor der Arbeit drücken wollten. Noch heute, wenn wir beide uns treffen, kommen die Flöhe ins Gespräch.

Als die 14 Tage Quarantäne um waren, musste ich mit zum Außendienst und zwar mit in den Wald Holz machen. Am Abend wurde dann das Holz auf kleine Wagen geladen und ins Lager gefahren. Nun konnten wir am Abend, als wir unsere Wassersuppe im Leibe hatten, unsere Kameraden besuchen, die aus der Umgegend von Junglinster dort waren: Hertzog Emile – Mersch J.P. – Jentges René – Klomb René – Weber Alex und Schotgen Nic., der krank im Revier lag. Gestorben waren schon Demolling Misch und Glesener Marcel. Dann war noch Feldgen Marcel von Radio Junglinster da, doch der war schon von den Luxemburgern in ein Strafkommando gekommen, weil er als H.J.-Führer viel auf dem Kerbholz hatte und von der Sorte waren noch etliche beim selben Kommando.

Nach einer Woche Waldarbeit, die mir schön auf dem Magen lag, hatte ich Dohm J.P. aus Wasserbillig gesprochen, er war dort in der Schreinerei tätig; er sagte: „Ich brauche noch einen Mann und morgen kannst du schon kommen.“ Ich meldete mich beim Holzkommando ab und ging in die Schreinerei, ja das war doch wieder meine richtige Arbeit, aber leider nur für einen Tag.

Am nächsten Morgen wurden 80 Mann zusammengestellt für die Kolchose und ich war auch dabei, und

Dohm konnte sich nicht durchsetzen, um mich zu behalten. Mit 2 Camions wurden wir hingefahren und nun waren wir im Ernteeinsatz. Roggen und Weizen, Flächen von km Längen. Die Strohbotten wurden alle auf einen Platz getragen. Mehr als 20 Pferde liefen da herum und auch etwa 10 Wagen standen da, und trotzdem mussten wir alles zu Fuß herbeischleppen. Später kamen wir zur Sonnenblumen- und Tabakernte.

Rauchen konnte jeder so viel er wollte, doch am letzten Tag, bevor wir ins Lager zurückgingen, wurde uns gesagt, dass keiner Tabak mitnehmen darf; doch jeder hatte sich schon die Taschen voll gesteckt mit Tabakblätter. Ich hatte außerdem einen Stoffbeutel so groß wie eine 1 Liter Flasche vollgestopft. Mit einer Schnur, die ich mir um den Bauch band, befestigte ich den Beutel und ließ ihn in ein Hosenbein hängen und hoffte, diesen Tabak durch die Kontrolle mitzubekommen. Wir mussten alle an einem großen Tisch vorbei gehen, hier mussten wir alle Taschen leeren und die schönen Tabakblätter auf den Tisch legen. Ich war ziemlich am Schluss, da war der Tisch fast voll von Tabakblätter und auch Sonnenblumenkörner. Jeder wurde noch abgetastet, aber zwischen meine Beine fühlte doch keiner, und so bekam ich mein Säckel heil durch.

Es war Samstag, der 29. September 1945, als wir uns aufstellten und endlich das Lager für immer verließen. Mit unserer Fahne an der Spitze gingen wir zu Fuß in Richtung Bahnhof, mit dem *Feierwon* marschierte es sich so leicht, keiner von uns allen empfand Müdigkeit. Am Bahnhof stand ein Zug mit Viehwaggons für uns bereit. Zu 50 Mann bekamen wir einen Waggon; hier machten wir es uns so bequem wie möglich. Wir bauten uns noch eine 2. Etage bei und so hatten wir mehr Platz zum Schlafen. Gérard Lucien aus Bartingen wurde unser Waggonchef, ihm sollten wir also gehorchen, ja wir kamen alle gut miteinander aus.

Nach etlichen Stunden kam dann auch eine Lokomotive, die angekoppelt wurde und dann ging es los Richtung Heimat. *Hémecht an de Feierwon* schallten aus allen Waggons.

30. September, Sonntag, am Bahnhof Lewtostoi: Ein Bazar auf dem

Bahnsteig und schon ging das Handeln los mit Tabak.

1. Oktober, Bolowo: Hier hielten wir einen ganzen Tag auf einem Nebengleis; in der Nacht erst wurde eine Lok angehängt und nun ging es weiter. 2-3-4. Oktober, nur mit ein paar Stunden Aufenthalt bis Minsk. 5. Oktober: hier lagen wir wieder den ganzen Tag fest. Am 6. Oktober lagen wir noch immer hier. Dann erfuhren wir, dass einer die Putzwolle aus den Bremsbüchsen geklaut hatte, um das Feuer anzufangen um Kartoffel zu braten. Das kostete uns fast 2 Tage, doch dann am Abend konnten wir weiterfahren.

7. Oktober: Baranowitchi. Es ist Sonntag und wir warten Stunde um Stunde auf eine andere Lok; erst am Abend ging es dann weiter, doch die Fahrt hielt nie lange an, dann wurde wieder Rast gemacht.

8-9. Oktober: Wir hielten wieder auf freier Strecke, wo Kartoffelfelder nicht weit entfernt waren. Herzig Emile und ich gingen auf Kartoffelraub aus. Als wir am richtigen Ort waren und die ersten Kartoffeln mit den Händen herausgewühlt hatten, piff die Lok und schnell liefen wir zum Waggon mit ein paar Kartoffeln in der Tasche. Ja, dem Lokführer macht das Spaß, uns laufen zu lassen, denn von Weiterfahrt war keine Rede. Dann wurde Feuer neben dem Waggon gemacht um die Kartoffeln zu backen, aber bevor sie gar waren fuhr der Zug weiter, so dass wir sie halb roh verzehren mussten. Oft wurden wir von den Bauern von den Feldern vertrieben mit einer Gabel in der Hand, oder sie hetzten uns den Hund auf den Pelz.

Am 10. Oktober landeten wir in Brest-Litowsk. Hier sah es aus wie auf einem Jahrmarkt; auf dem Nebengleis hielt noch ein Zug mit russischen Mädels. Sie fragten, wo wir hinfahren. Als wir „nach Luxemburg“ sagten, erklärten sie uns, dass sie von Esch-Alzette kämen, und wo sie landen würden, vielleicht in Sibirien. Sie hatten Tränen in den Augen; wir sollten alle Luxemburger von ihnen grüßen, da sie so gut dort aufgenommen waren.

Am 11. Oktober wurden wir umgeladen auf Normal Spur, und so mussten wir uns hier wieder frisch

einrichten. In der Nacht ging es dann über die russische Grenze nach Polen.

Am 12. Oktober in Terespol begegneten wir dem belgisch-französischen Roten Kreuz und die sagten, dass auch eine Delegation von Luxemburg unterwegs wäre. Lukow, unser Rotes Kreuz stand dort auf dem Bahnhof, um uns zu empfangen. Roger Thillen, der als Partisan 2 Monate früher zu Hause war, kam an der Spitze.

In Random, den 13., den Tag den man nicht so schnell vergisst, war unser Rotes Kreuz mit Verpflegung am Bahnhof. Ja, Kuchen – Schokolade – Zigaretten und ein Haufen alte Zeitungen. Jeder erhielt eine oder auch nur eine Hälfte, um wieder Nachrichten von Luxemburg zu lesen.

Ich bekam ein Stück, wo die Todesanzeigen drin standen. Ich traute meinen Augen nicht, als ich die Sechswochen Messe von meiner Mutter las. Gérard Lucien, als Waggon Chef, gedachte meiner Mutter durch eine Schweigeminute. Ja, die Freude die ich jetzt 2 Wochen lang hatte, war plötzlich weg. Doch nun war ich ja schon vorbereitet auf die traurige Nachricht, die zu Hause auf mich wartete. Ja, stark musste ich bleiben, denn ich hatte einen todkranken Kollegen, Herzig Emile, im Waggon liegen. Ich sprach beim Roten Kreuz, dass er mit dem Krankentransport mitgenommen werden soll, was dann auch geschah. Er hätte die 3 Wochen, die wir noch unterwegs waren, nicht überstanden.

14. Oktober: Die ganze Nacht sind wir durchgefahren und in die warmen Decken vom Roten Kreuz eingehüllt. Es war Sonntag, und nach langer Zeit hörten wir wieder Glockengeläute.

Am 15. Oktober sind wir durch Wylkow bei Lodz gefahren und am 16. Oktober erreichten wir Posen; dort wurden etliche Polen, die mit auf dem Transport waren, ausgeliefert; sie hatten ihr Ziel erreicht.

Am 17. Oktober kamen wir in Frankfurt-Oder an, ich hatte schon ein paar Tage die Beine so weh, dass ich nicht mehr gehen konnte. Auf einer Trage wurde ich ins Lager gebracht. Ja, schon wieder ein Lager mit hohem Stacheldraht. Das Rote Kreuz durfte nicht mit ins Lager. In der Nacht wurden wir

geduscht und wir erhielten frische Unterwäsche. Am 20. Oktober wurden 100 Mann benötigt, um verschiedene Arbeiten im Lager zu machen. Die Stimmung war in allen Ecken mies, doch es war eben so und nicht anders. Ich wurde von einem Arzt behandelt und nach ein paar Tagen war ich wieder auf den Beinen. Es wurden wieder neue Listen mit den Namen aufgestellt, immer dieser Papierkrieg.

Nach 8 Tagen, am 24. Oktober, war es endlich so weit, dass wir dieses Lager verließen und zum Bahnhof marschierten, und am späten Abend lagen wir wieder in unseren Waggons. 3 Tage standen wir hier auf dem Bahnhof, ohne einen Meter weiterzukommen. Erst am 27. Oktober fuhren wir weiter Richtung Berlin, doch nur schrittweise. Am 29. Oktober hatten wir endlich Berlin erobert, genau einen Monat hatten wir dazu Zeit gebraucht, um uns den großen Steinhaufen anzusehen. Hitler hatte ja immer in seinen Reden gesagt: „In 10 Jahren werdet ihr Deutschland nicht mehr wiedererkennen.“ Ja, das konnten wir hier bestätigen. Von kaputten Türen die da lagen machten wir uns Brennholz, um unsere Suppen zu kochen. Am 30. Oktober erhielt jeder ein Paket vom Roten Kreuz und am 31. fuhren wir weiter in Begleitung von englischen Soldaten bis nach Voelkle hinter Magdeburg; dort verließen wir unsere Waggons und übernachteten in Baracken.

1. November: Genau wie vor einem Jahr, wurde ich wieder mit Camions zum Bahnhof gefahren, doch diesmal von Engländern bis Wolfsburg. Zum letzten Mal in eine Entlausung, dann wurden wir in englische Uniform eingekleidet, und wir erhielten noch einmal Verpflegung und dann nichts wie rein in den Zug. Wir fuhren über Minden-Bielefeld-Bottrop-Oberhausen.

Am 3. November kamen wir in Bedburg Area, ein englisches Flüchtlingslager, an. Hier wurden etliche Holländer ausgeladen, die während dem Krieg nicht ganz katholisch waren und landeten wieder hinter Stacheldraht. Hier erhielten wir unsere Ausweiskarte und fuhren weiter über Eindhoven-Hasselt nach Brussel-Schaerbeek. Hier wurden wir von den Belgiern herzlich empfangen und es wurden wieder etli-

che Stunden Aufenthalt. Doch jetzt am 4. November, am späten Abend, wurde endlich die letzte Etappe in Angriff genommen, und so kamen wir nachts am 5. November gegen 2 Uhr mit etlichen Stunden Verspätung in Luxemburg an.

Dort standen Tausende von Verwandten und Bekannten mit Sehnsucht uns zu empfangen. Als wir aus dem Hauptbahnhof heraus kamen, war ein Gedränge. Jeder wollte als erster seinen Sohn oder Bruder in die Arme nehmen. Mich erwartete mein Vater und meine Brüder Jeng und Misch. Auch meine Kusinen waren anwesend. Auf der Heimfahrt versuchte mein Vater mir durch die Blume beizubringen, dass meine Mutter gestorben sei, aber ich ließ ihn nicht zu Ende sprechen und sagte, dass ich das schon im Luxemburger Wort gelesen hatte.

Zu Hause angekommen, saßen noch alle in der Stube auf mich zu warten, es war schon wieder Nachwuchs zu Hause. In kurzen Worten erzählte ich, wie und wo ich war und von der Rückfahrt, und dann gingen wir alle todmüde zu Bett. Doch ich konnte nicht schlafen, das Bett war zu weich, und so legte ich mich mit einer Decke auf den Boden; dort schlief ich sofort ein.

Am Morgen ging ich aufs Gemeindegemeindeamt mich anmelden, und dann anschließend gingen mein Vater und ich zum Friedhof ans Grab meiner Mutter, es war kein leichter Gang.

In Bourglinster war Kirmesmontag und mein Bruder Georges, der erst dieses Jahr geheiratet hatte, wohnte dort mit seiner lieben Frau Mariechen, die ich ja noch nie gesehen hatte. So ging ich am Nachmittag zu Fuß hin, um mir sie mal von nah anzuschauen; ja, sie sah gut aus und auch sehr nett. Am Abend ging ich mit zum Tanz in meiner flotten Uniform, die war mir ja wie nach Maß geschneidert; ich sah gar nicht so schlecht drin aus, bloß etwas abgemagert und dann noch die kurzen Stoppeln auf dem Kopf, aber beides wird mit der Zeit schon werden. Es war herrlich, so am ersten Abend in Stimmung zu sein und dann unter lauten Bekannten und mit alten Freundinnen zu tanzen.

Am andern Tag ging ich erst nach Hause, denn am Nachmittag musste

ich nach Luxemburg zur Untersuchung. Der Arzt fragte mich, wie ich mich fühle, ob ich keine Schmerzen habe und so weiter. Meine Antwort war wie die von vielen andern Kollegen. Ich bin gesund und habe auch keine Schmerzen. Ja wir waren alle glücklich wieder zu Hause zu sein, und so vergaß man, dem Arzt alles anzugeben was man so in den 3½ Jahren von Krankheiten und Beschwerden schon hatte. Doch der Arzt sagte: „Mein lieber Junge, wenn du auch jetzt glaubst, du wärst ganz gesund, aber in einem gewissen Alter werdet ihr alle die Kriegsjahre viel zu früh zu spüren bekommen.“ An diese Worte habe ich die letzten 10 Jahre schon oft gedacht.

Im ersten Monat nahm ich noch keine Arbeit an, ich sollte mich zuerst richtig erholen. Im Dezember fing ich dann wieder in meinem Handwerk an zu arbeiten in Gonderingen bei meinem Bruder, und dann durfte ich mit 24 Jahren erst meine Gesellenprüfung machen, die mir vor 5 Jahren verweigert wurde.

Im September 1946 ging ich nach Bastendorf bei Berkes Marcel als erster Geselle, dort hatte ich auch Kost und Logis im Hause, und ich war gut aufgehoben. Am 14. November 1948 fing ich in Luxemburg bei Jos. Besch an als Maschinenschreiner, doch die längste Zeit arbeitete ich im Großherzoglichen Palais, wo ich sogar eine feste Anstellung angeboten bekam. Ich machte im August-September 1949 meine Meisterprüfung und am 1. Oktober 1949 etablierte ich mich nach Olingen, wo ich ein Schreineratelier mit 2 Zimmer gemietet hatte; die Maschinen und das Holz was noch vorhanden war hatte ich abgekauft. Die ersten 2 Monate war es gar nicht so leicht, genügend Arbeit zu finden, doch nach einem ½ Jahr wuchs sie mir schon über den Kopf, so dass ich einen Geselle einstellen musste. Im Juli 1952 machte ich Schluss mit dem Junggesellenleben und heiratete meine Marie-Josée und übernahm hier in Rammeldingen den Betrieb meines Schwiegervaters bis zum 15. September 1979, als ich krankheitshalber die Waffen strecken musste. Ich habe jetzt meine Invalidenrente, die nicht zu dick ausfiel, aber die ich noch lange Jahre mit meiner Frau gemeinsam genießen will.

Januar 1980